



Kandidat Peterſen.

Skizze von S. Paudig.

Cand. phil. Adolph Peterſen war das einzige Kind eines Schullehrers in Jütland, der es nur unter den größten Entbehrungen möglich gemacht hatte, ihn auf die Univerſität zu bringen. Der ehrgeizige Wuſch des Vaters, ſeinen Sohn einmal als Pfarrer ſeiner Gemeinde zu ſehen, war ihm nicht erfüllt worden. Da Adolph ſich als Student größtentheils durch Ertheilung von Privatunterricht erhalten mußte, ſo wurde die Theologie immer bei Seite geſchoben und nach Verlauf einiger Jahre bezeichnete er die Aufgabe derſelben dadurch, daß er ſich nicht mehr „Stud. theol.“ ſondern „Cand. phil.“ ſchrieb.

Ein Opfer von ſeiner Seite war dies indeſſen nicht, da er ſich als Privatlehrer äußerſt wohl fühlte und man ihn in den Inſtituten, in welchen er unterrichtete, förmlich vergötterte. Er hatte Anfangs den Religionsunterricht in den unteren Klaſſen einiger Mädchenschulen ertheilt, aber da es ſich herausſtellte, daß er eine ganz beſondere Befähigung für die Ertheilung des Unterrichts in der dänischen Sprache und der Literaturgeſchichte beſaß und außerdem ſogar noch Dichter war, ſo wurde er in dieſen Fächern bald ein ſehr geſuchter Lehrer für ganz- und halb-erwachsene Schülerinnen in den beſten Inſtituten. Die drei Vorſteherinnen der Schulen, an welchen er feſt angeſtellt war, hatten ſofort ein beſonderes großes Vertrauen zu ſeinem zugleich geiſtvollen und für einen ſo jungen Mann ungewöhnlich erſten Weſen gefaßt. In den Lehrerverſammlungen konnte Niemand mit größerem Intereſſe von den Schülerinnen ſprechen als er; die Anlagen und der Charakter jeder Einzelnen ſchienen der beſtändige Gegenſtand ſeiner Gedanken zu ſein und ſeinem Urtheil über Olga Jenſens oder Hulba Störenſens intellektuellen oder moralischen Standpunkt wurde deſhalb auch beſonderes Gewicht beigelegt. Seine Vorträge über dänische Literaturgeſchichte waren ſo geiſtvoll, daß ſie nicht allein die Schülerinnen entzückten, ſondern auch die Lehrerinnen, die ſich in ihren Freistunden in ſeine Klaſſe ſetzten, um ihre Kenntniſſe zu bereichern und ihren Geiſt zu bilden, und ihn eine Dichtung vorleſen zu hören, was geradezu ein künſtleriſcher Genuß.

Die Schülerinnen, hauptſächlich die 14- bis 16-jährigen, ſchwärmten natürlich für ihn. Diejenigen, deren Aufſätze er lobte, oder gar in der Stunde vorlas, ſchliefen in den nächſten acht Tagen nicht vor Freude, jebe ſeiner geiſtvollen Bemerkungen wurde gewiſſenhaft im Tagebuche der höheren Tochter notirt, und Weichenbouquets regneten auf ihn herab, ſelbſt wenn ſie noch 50 Pfennig koſteten. Zu ſeinem Geburtstage bekam er eine Region von Glückwunſchſchreibern mit gepreßten Blumen und anderen zarten Angebinden, beſonders geſtickten Leſezeichen, die er nach Ablauf einiger Jahre in ſo großer Anzahl beſaß, daß ſie für die Bücher einer ganzen Bibliothek ausgereicht hätten.

Kandidat Peterſen war jedoch weder geſüßlos noch undankbar gegen die Freundlichkeit, die ihm von ſeinen Vorgeſetzten und ſeinen Schülerinnen entgegengebracht wurde. Es war ſelbſtverſtändlich, daß er bei allen Schulfeſtlichkeiten Reden hielt und in die Leyer griff. Niemand konnte, wie er, mit erhobener Stimme und erhobenem Glaſe die Geſundheit der Schulvorſteherinnen ausbringen, oder eine Sache in Erinnerung bringen, an die Keiner gedacht hatte, Niemand konnte mit ſolchem Wohlbehagen wie er dünnen Thee trinken — er war nämlich zu äſthetiſch, um Bier zu trinken — und Niemand ſchrieb ſo hüßliche Gelegenheitslieder zu bekannten Melodien, wie er. Die Liebe ſeiner Schülerinnen mußte er gleichfalls zu würdigen, lobte er ſie, oder dankte er ihnen für ein Bouquet oder ein Leſezeichen, ſo ſah er die Betreffende immer ſo innig und väterlich-liebevoll an, daß ſie vor Freude und Verlegenheit erröthete, ſeine Stimme bekam einen ſanfteren Klang und er konnte auch wohl die kleine Hand des Mädchens länger feſthalten, als eigentlich nöthig war.

Auch außer den Unterrichtsstunden beſchäftigten ſich ſeine

Gedanken viel mit den Schülerinnen. Es hatte einen eigenen Reiz für ihn, die Individualität einer Jeden zu ergründen, aber obgleich ihn hierbei eigentlich nur ein psychologiſches Intereſſe leitete, war daſſelbe doch mit ſo viel Erotik verbunden, daß er durch die Stimmungen, die er aus der Schule mitbrachte, zu den kleinen Gedichten begeistert wurde, die er an Bazarfammlungen und Bücher, die zu wohlthätigen Zwecken herausgegeben wurden, verſchenkte. Dieſe Gedichte, die in der Regel eine reſignirte Sehnuſt nach einer unerreichbaren Unbekannten ausſprachen fanden natürlich den verdienten Beifall, namentlich bei den jüngeren Leſerinnen und trugen in hohem Grade dazu bei, den Nimbus zu vergrößern, der Kandidat Peterſen umgab. Es wurde allgemein angenommen, daß er eine platonisch-brennende, aber unerwiederte Liebe zu einer ſehr hochſtehenden Dame hege und daß ihn dieſe Liebe mit einer ſanften Behmuſt erfüllte, die einerſeits ihren Ausdruck in ſo ſchönen Gedichten fand und ihn andererseits gegen alle weiblichen Reize unempfindlich machte, was den Schulvorſteherinnen äußerſt beruhigend war.

Die Zeit verging und Kandidat Peterſen wurde 30 Jahre alt. Immer feſter verwich er mit den Schulen, an denen er wirkte, und in immer weitere Kreiſe drangen ſeine Dichtungen. Er begnügte ſich ſchon lange nicht mehr damit, nur für Schulfeſte und Bazare zu ſchreiben. Seine Gedichte wurden ſelbſt zu Grundſteinlegungen von Anſtalt und anderen Inſtitutionen zum Beſten des Gemeinwohls geſucht, er ſchrieb rührende Gedichte, wenn berühmte Männer ſtarben, mehrere Journale hatten ſchon patriotiſche Romane von ihm gebracht und bei einem größeren Blatte war er ſogar als Theaterrezenſent angeſtellt.

Da geſchah das Unglaubliche; er verlobte ſich. In Frau Biſſerups höherer Töchterſchule hatte er ſeit mehreren Jahren Anna Holm, die einzige Tochter des Rechnungsraths Holm, unterrichtet, ohne ſie jedoch beſonders zu beachten. So wurde ſie 16 Jahre alt und konfirmirt. Als ſie jetzt, als erwachsene junge Dame gekleidet, in die Schule zurückkehrte, bekam er plötzlich Augen dafür, daß ſie reizend war. Keine Andere in der Klaſſe war ſo blühend und hatte einen ſo ſanften Ausdruck wie ſie, ihre ganze Erſcheinung hatte die Unberührtheit des Kindes und die Lieblichkeit der Jungfrau, und wenn ſie ihre dunkelblauen Augen zu ihm erhob, was ſie immer that, wenn ſie mit ihm ſprach, wurde er durch die Tiefe und Reinheit ihres Blickes vollſtändig bezaubert. Er wurde in den Stunden noch berebter als früher, er citirte jetzt mit Vorliebe die Ausſprüche lyriſcher Dichter, hielt eine Reihe von Vorträgen über Frauengeſtalten in der dänischen Dichtung und las „Die Neuwermählten“ von Heiberg ſo geſüßvoll vor, daß alle Zuhörerinnen hingeriſſen waren, obgleich er ſich nur eine Einzige als Publikum dachte.

Anna Holms dänische Aufſätze wurden immer gelobt und vorgeleſen, ſie waren nicht allein fehlerfrei, ſondern er fand in ihnen auch eine ſolche Feinheit der Beobachtung und ſo viel echte Weiblichkeit, daß er dadurch zuletzt mit einem ſolchen Intereſſe für die Verfaſſerin erfüllt wurde, daß ſeine Gedanken ſich länger und häufiger mit ihr beſchäftigten, als ſie es je mit einer anderen gethan. Jetzt ſchrieb er noch mehr wehmüthige Gedichte als früher, er lieb ihr Bücher aus ſeiner Privatbibliothek und ſprach mit ihr über das Geleſene, er war mit einem Worte verliebt, aber vom Verliebten zum Verlobten war nach ſeiner Meinung ein weiter Weg. Er hatte ſich im Laufe der Zeit daran gewöhnt, einen Zuſtand leichter Verliebtheit als normal und ganz angenehm zu betrachten, und obgleich er noch ſo jung war, daß er kaum die beſten Jahre erreicht hatte, war er doch ſchon ſo alt, daß er nicht lange an eine Heirath denken konnte, ohne ſich daran zu erinnern, daß er keine Frau ernähren konnte, ohne ſeine eigenen ziemlich großen Anſprüche bedeutend zu vermindern, was ja fürchtbar unbequem für ihn ſein würde. Er wußte deſhalb ſeine Phantaſie immer bald wieder ins rechte Geleiſe zu bringen, wenn ſie ihm mal durchgehen wollte, aber dieſesmal kam es ganz anders, wie er gedacht hatte.

Der Tag, an welchem Anna Holm das Institut zum letzten Male besuchen mußte, näherte sich mit schnellen Schritten, und Kandidat Peteresen dachte mit einer Art Eiferjucht daran, daß das junge Mädchen, welches ihm entrisßen werden sollte, auf Wällen und in Gesellschaften gefeiert werden würde, daß ihr junge Kaffen die Cour machen würden und daß sie sich gar verloben könnte. In dieser Stimmung schrieb er ein Gedicht mit dem Titel „Der Abschied“, in welchem er schilderte, wie er am Strande stände und sehnsuchtsvoll dem Schiffe nachblicke, welches sie für immer entführte, sie, der er nimmer gewagt haben würde, seine Liebe zu gestehen. Er fand Aufnahme dafür in der „Sonntagspost“ von der er vernahm, daß sie in Anna Holms Familie gehalten würde, weil er häufig gesehen, daß Anna Holm ihre Frühstücksstulle in Exemplare des Blattes gewickelt hatte.

Am Tage nach dem Erscheinen des Gedichtes war Anna zum letzten Mal in seiner Stunde. Als er in die Klasse kam und sich auf seinen Platz setzte, suchte sein Blick den ihrigen, sie erröthete wie eine Rose und schlug die Augen nieder — natürlich hatte sie seinen „Abschied“ gelesen und war davon ganz erfüllt.

Die Stunde war aus und er stand im Begriffe zu gehen. Da kam ihm in dem dunklen Entree, verlegen und mit Thränen in den schönen Augen, Anna Holm entgegen und stammelte einen Dank für Alles, was er ihr während ihrer Schulzeit gewesen sei, für alle seine geistvollen Worte und für alle seine Freundlichkeit; sie würde Alles dessen stets eingedenk sein und es nie, nie wieder vergessen. Er wurde selbstverständlich gerührt, sowohl durch ihre grenzenlose Liebe, wie durch Alles, was er ihr gewesen war, und so nahm er denn ihre Hand in die seinige, um ihr das letzte Lebewohl zu sagen. Nach alter Gewohnheit hielt er ihre Hand fest, während er sprach, und wie sprach er nicht! Gedämpfte, bewegte Worte sprach er, daß seine Gedanken stets seinen Schülerinnen in die Welt gefolgt seien, wenn sie die Schule verlassen hätten, die solange über ihre menschlich-fittliche Entwicklung gewacht, aber daß seine Gedanken noch Keiner mit solchem Interesse, ja mit solcher Liebe gefolgt seien, wie ihr. Möchte es ihr doch beständig wohl ergehen, jetzt, wo sowohl die Schule wie die liebste Schülerin verlieren müßten — nein, von Verlieren könnte keine Rede sein; er könnte sie nicht ganz verlieren, das fühlte er jetzt! Und er sollte es auch nicht, nicht wahr? — Und Kandidat Peteresen legte väterlich-liebevolle seine große Hand wie jeugend auf ihren Kopf, indem er trotz seiner Rührung bei seinem Schlußsatz doch nur dachte, daß er ihr auch ferner noch Bücher leihen und überhaupt für ihre ästhetische Ausbildung sorgen wollte.

Anna Holm verstand die Sache aber anders. Sie, die ihn seit Jahren bewundert und seit einem Jahre mit ihrer ganzen jungfräulichen Seele geliebt hatte, blickte ihn glücklich an und warf sich schluchzend an seine Brust, indem sie stammelte: „O, mein Gott, so ist es wirklich wahr! Das ist zu viel Glück für mich!“

Als Frau Bifferup, die Schullehrerin, gerade in diesem

Bei Mütterken Bunge.

Stizze von B. Willibald.

„Mama, dürfen wir nicht ein bißchen zu Mütterken Bunge gehen?“ fragten zwei kleine, flachshaarige Mädchen eine junge Frau, die langsam im Zimmer auf und ab schritt, ein schreiendes Wickelkind auf dem Arm, bei dem die zärtlichsten Beruhigungsversuche erfolglos zu bleiben schienen. Seufzend blieb sie einen Augenblick stehen und sagte, dem kleinen Schreihals den Rücken klopfend:

„Nein, Kinder, das geht nicht. Ihr seid gestern noch bei ihr gewesen. Ihr könnt die alte Frau doch nicht jeden Tag belästigen.“

„Sicher, Mama, wir lästigen gar nicht,“ meinte Martha, die ältere von den beiden; „sie hat es uns eben auf der Straße gesagt.“

„Und sie hätte uns ein Tüch Pfannkuchen verwahrt,“ fügte Grete hinzu.

Das ungeberdige Menschlein im Bad, das einen Augenblick erschöpft geschwiegen hatte, begann von neuem die Kraft seiner Lungen zu erproben, ganz unbekümmert darum, daß das quadratförmige Aufsetzen seines kleinen Mäulchens gerade nicht zu seiner Verschönerung beitrug. Nun leuchtete es der Mama selbst ein, wie angenehm es ein würde, wenigstens die beiden anderen Qualgeister, die erwartungsvoll zu ihr aufschauten, für eine Weile los zu werden.

„Dann geht nur,“ entschied sie, „aber seid hübsch artig und bleibt nicht zu lange.“

Wie der Wind waren die beiden zur Thür hinaus.

„Martha!“ rief die Mama hinter ihnen her.

Augenblick auf der Bildfläche erschien, fiel Anna ihr um den Hals und stürzte ihr unter Lachen und Weinen einige unzusammenhängende Worte zu, welche die würdige Schullehrerin dahin deutete, daß sie sehr gerührt zu dem vollständig überwaltigten Kandidaten Peteresen sagte: es wäre ja allerdings sehr, sehr unerwartet gekommen, aber daß Andere ja eigentlich Nichts dazu sagen könnten und daß sie deshalb — wie überrascht sie auch sei, natürlich wünschen wolle, es möge ihnen Beiden zum Glück ausschlagen u. s. w. Was Kandidat Peteresen darauf antwortete, mußte er später selbst nicht mehr, so sehr er sich auch bemühte, sich seiner gewiß geistvollen Worte zu erinnern; er war wie ein Träumender, als er Anna Holm nach Hause begleitete und ihr versprach, am Abend zu ihren Eltern zu kommen. Dann eilte er in seine Wohnung, warf sich auf sein Sopha und fing an nachzudenken.

War er es wirklich, er, cand. phil. Adolph Peteresen, der sich heute Mittag in Frau Bifferup's Entree verlobt hatte und der nun glücklicher Bräutigam war? — Es war wirklich schrecklich, so Hals über Kopf zu einer Entscheidung getrieben zu sein, die über sein ganzes Leben bestimmte, — er mochte ja überhaupt keine Entschlüsse fassen. — Und wie sollte es nun in Zukunft werden? — Ausziehen mußte er natürlich, aber das war ja noch das Geringste, obgleich seine Zimmer eigentlich sehr hübsch waren, aber sonst im Uebrigen — was, wann, wie, wo und warum? — Es ging ihm wie ein Mühlenrad im Kopfe herum und er mußte selbst nicht, ob er glücklich oder unglücklich über das Geschehene sein sollte.

Nachdem er jedoch den Abend in dem gemüthlichen Heim des Rechnungsraths Holm zugebracht und von Annas liebenswürdigen Eltern mit der Herzlichkeit aufgenommen war, welche dieselben dem Verlobten ihres einzigen geliebten Kindes entgegenbrachten, und nachdem er die Seligkeit genossen hatte, den ersten Kuß zu geben und zu empfangen, fing er an, sich merkwürdig gut in das Geschehene zu finden, und dieses Wohlbefinden stieg von Tag zu Tag.

Anna war ganz Anbetung und lauschte gläubig jedem Weisheitsworte, welches von seinen Lippen floß, sie war jungfräulich zart in ihrer hingebenden Liebe und voll stolzer Glückseligkeit, wenn er ihr auf einsamen Spaziergängen die Pläne zu den großen Dichtungen anvertraute, die er im Laufe der Jahre schreiben wollte. Alles das schmeichelte ihm und wenn er mit dem lieblichen Mädchen am Arm ausging und die Leute Anna bewundernd anblickten, nahm er dies als eine Art Tribut auf, der ihm gehörte, und er war stolz darauf, mit soviel Jugend und Schönheit verlobt zu sein. Dabei war er rasend, ja geradezu wahnsinnig eifersüchtig. Er sah es sehr ungern, wenn sie mit anderen Herren sprach, und als sie einmal mit ihren Eltern zusammen einen Ball besuchten, setzte er es durch, daß sie in einem puritanisch-hochhaltigen Kleide erschien und nicht tanzte. Anna brachte ihm das kleine Opfer gern; er hatte sie ja unendlich glücklich gemacht und von einem Tage zum andern wurde sie ihm dankbarer dafür.

(Fortsetzung folgt.)

Das rosigte Gesichtchen mit ungeduldig fragendem Ausdruck in der Thürspalte.

„Ihr wollt doch nicht mit den Schürzen fort. Bittet, Trina, Euch keine anzuziehen. Und dann sagt ihr, sie möchte das Subn pflücken für morgen Mittag.“

Bald darauf liefen die beiden, nachdem sie ihren Auftrag ausgeführt hatten, mit reinen Kattunschürzen angethan, die Treppe hinunter. Hüte brauchten sie nicht, denn Mütterken Bunge wohnte nebenan. Die Höfe hinter den Häusern, wegen eines Hollunderstrauches und einer bescheidenen Epheulaube Gärten genannt, waren durch ein Thörchen miteinander verbunden.

Martha stellte sich auf die Fußspigen und hing sich mit beiden Händen an die Klinke, aber trotz aller Anstrengung wollte sich die Pforte nicht öffnen.

„Du mußt in die Hand spucken“, schlug Grete vor.

Martha spuckte und stieß — es gelang.

Im Nachbathofe saß Lisbeth, die alte Magd, und zerpfückte Pferdehaare, mit denen eine Matraze neu gefüllt werden sollte. Neugierig traten die beiden näher.

„Tag, Lisbeth!“

„Tag, Kinder, — 'Tag Dide!“ Dieser besondere Gruß galt Grete.

„Lisbeth, was thust Du da?“ fragte Martha wißbegierig.

„Ich pflücke Pferdehaare.“

Eine Weile sahen die Kinder staunend zu.

„Sag, Lisbeth,“ fragte Grete endlich, „wann eßt Ihr denn das Pferd?“

Lisbeth lachte. „Sonntag,“ sagte sie, doch weitere Nachforschungen fürchtend, setzte sie hinzu: „Geht schnell nach oben, Madam wartet auf Euch.“

Mütterken Bunge saß am Fenster und strickte, als die beiden kleinen Mädchen ihr einfaches, aber freundliches Stübchen betraten. Sie strickte fast den ganzen Tag, seit ihre Augen für andere Handarbeit zu schwach geworden waren, und besaß darin eine große Kunstfertigkeit. Nicht nur Strümpfe, sondern auch die schönsten Häubchen, Fätschen und Nüßchen gingen aus ihren fleißigen Händen hervor. Fragte man sie, warum sie so unermüdet thätig sei, so pflegte sie lächelnd zu antworten: „Ich muß doch für meine Kinder sorgen, und Peter“ — das war ihr Mann — „hat Soden genug.“

Sie hatte aber selbst nie Kinder gehabt, und war infolge dessen vom Schicksal auch um die Freude betrogen worden, Großmutter sie Gaben verliessen hatte. Sie war ein Großmütterchen, wie es im Buche steht, mit zahnlosen Munde und einem weißen Spitzenhäubchen auf dem silbernen Scherdel. Ein milder Zug von Freundlichkeit und Herzengüte verschönte das alte festerne Gesicht, aus dem ein paar fluge graue Augen blickten, die auch im Alter ihre Schönheit, die wohl immer hauptsächlich im Ausdruck gelegen hatte, noch nicht verloren hatten. Und wie weich und sanft ihre kleinen rügeligen Hände waren, das hatte schon mancher Kranke erfahren, das wußten besonders die Kinder der Nachbarschaft, denen sie oft die Rippen geglättet und die fieberheißen Wätschen gestreichelt hatte. Um manches kleine Leben hatte sie mit der Mutter geangt und gesorgt, und die Kleinen wußten es bald, wie gut sie ihnen war und hingen an ihr, als wenn sie ihre wirkliche Großmutter gewesen wäre. Betrat sie ein Kinderzimmer, so stürzten ihr die größeren jubelnd entgegen, während die Kleinen auf dem Schoße der Mutter verlangend die Nennchen nach ihr ausstreckten.

Sie kannte sie auch alle von ihrem ersten Lebenstage an. Wenn der Klapperstorch bei einer der benachbarten Familien eingeführt war, so war Mütterken Bunge gewiß die erste, die mit einer Gabe an der Wiege erschien, um den kleinen Weltbürger in Augenschein zu nehmen, und dann versicherte sie stets, noch niemals ein so schönes und gesundes Kind gesehen zu haben. Sie hatte nämlich, entgegen manchen anderen Leuten, die schätzenswerthe Eigenschaft, alle Kleinen Kinder schön zu finden, und zwar mit Ueberzeugung, von demselben Gefühl geleitet, das eine Mutter allerlei Vorzüge an ihrem Lieblinge entdecken läßt, wofür andere Menschen blind sind.

In ganz besonderem Maße erfreuten sich aber Martha und Grete ihrer Gunst und Liebe; sie bekamen Ostern das schönste Ei, Neujahr den größten Bregel; sie waren die häufigsten und stets gern gesehene Gäste in dem einfachen Stübchen. Diese Vorliebe hatte ihre guten Gründe. Martha war es gewesen, die der alten Frau zu ihrer unaussprechlichen Freude den zärtlichen Namen „Mütterken Bunge“ beigelegt hat, da sie noch kaum sprechen konnte. Grete, die Dicke, aber war ihr Pathenkind und trug ihren Namen.

Auch heute wurden sie auf's herzlichste Willkommen geheien. Ihrer Gewohnheit gemäß schleupen sie sogleich eine Fußbank herbei, und nahmen zu Mütterken Bunge's Füßen Platz. Sie wußten aus Erfahrung, daß diese eine ebenso angenehme wie interessante Beschäftigung für sie finden würde. Mit aufmerksamem Blicken sahen sie zu, wie sie aus ihrer mit schier unerlöschlichen Schälgen gefüllten Schublade eine Schachtel nahm, die große, bunte Glasperlen enthielt. Bald waren sie beide in eifriger Thätigkeit, indem sie die Perlen zu prächtigen Halsknechten aneinander reiheten.

Dann erzählte Mütterken Bunge von Nothkäppchen und Dornröschen, von Nischenbrüdel und Numpelstielchen, und zuweilen vergaßen die Kinder selbst ihre bunten Perlen und lauschten mit verhaltenem Athem und glühenden Wangen. Hell schien die Sonne in's kleine Zimmer; hinter den blendend weißen Mullgardinen blühten und dufteten die roten Nelken, und lustig schmetterte der Kanarienvogel sein Liedlein.

Wie einfach war die altmodische Einrichtung und doch — wie behaglich! An der Hauptwand das bequeme Sopha mit dem schwarzen Hochhaarbezug und den weichen Knöpfen, davor der Tisch mit der roth und schwarz gebülmten Decke, über die zum Schutz oder zum Schmuck noch eine frische Serviette gebreitet war. An der andern Wand stand der große alterthümliche Glaschrank, darin schön bemalte Teller und Tassen prangten, die von den Kindern sehr bewundert wurden. Das Schönste aber in ihren Augen war ein schwarzer Büdel aus Porzellan, mit abnehmbarem Kopf, in dem Vater Bunge seinen Tabak aufzubehalten pflegte. Mit dem Abstauben von Nippfassen brauchte Mütterken Bunge sich nicht lange aufzuhalten; desto mehr Mühe und Sorgfalt verlangten die stets tadellos weiß geschuerten Dielen, die kein Leppich den Blicken entzog.

Und wie gut paßte die schlichte, alte Frau hinein in den Rahmen ihrer Häuslichkeit, viel besser als manche moderne Dame mit Glodenzrohr und Bauschärmeln in ihren zierlichen Kofolosaal.

Der Wechsel der Mode hatte Mütterken Bunge wohl niemals Kopfschmerzen gemacht. An Wochentagen trug sie stets ein einfaches, graues Kleid, darüber eine saubere, blau und weiß gestreifte Schürze, Sonntags ein ebenso einfaches, schwarzes, mit einer Pelermine. Außerdem hatte sie noch ein Festgewand von stumpfer, schwarzer Seide, das sie aber nur an hohen Festtagen und bei Kindtaufen anlegte. Es war ihr Brautkleid gewesen und wurde von ihr hoch in Ehren gehalten.

„Die Seide hat sich gut getragen,“ pflegte sie zu sagen, „sie ist noch wie neu; aber mit meiner seidenen Schürze bin ich betrogen. Die habe ich erst zwanzig Jahre, und da ist schon ein Löchlein drin.“ —

Der Zeiger der Schwarzwälder Uhr näherte sich der sechsten Stunde.

„Paßt auf, Kinder, jetzt kommt der Kuckuck,“ sagte Mütterken Bunge, und die Kinder sprangen auf und klatzten vor Entzücken in die Höhe. Das war immer ein wunderbares Ereigniß.

Auch Mütterken Bunge erhob sich aus ihrem Korbsessel und ging in die Küche, um den versprochenen Pfannkuchen zu holen.

„Mathe mal, Dicke, was ich Dir sonst noch verwaßt habe,“ sagte sie, als sie wieder hereinkam.

Grete wußte es gleich — war heute nicht Freitag?

„Einen Härings = fleisch? fragte sie erwartungsvoll.“

„Zwei Häringschwänze sogar!“ lachte Mütterken Bunge, die die seltsame Liebhaberei ihres kleinen Gastes wohl kannte.

Nun wurde getafelt. Grete verspeiste ihren Leckerbissen mit der Miene eines Lieutenants, der sich am Ersten Ausern leistet, innerlich froh, daß die Schwester unbegreiflicher Weise ihren Geschmack nicht theilte. Diese aber war fröhlich mit dem Pfannkuchen.

Dabei standen die Klappermäulchen nicht still. Was hatten sie nicht alles zu berichten! Daß Gretes Ruppe einen Arm verloren und daß Müllers Spiz ein Bein gebrochen hatte; daß dem Salzpitter auf der Straße ein Sack mit Auringen geplagt und daß Minchen Beders in die Gasse gefallen war. Und an all' diesen wichtigen Ereignissen nahm Mütterken Bunge den wärmsten und aufrichtigsten Antheil.

„Jetzt müssen wir aber nach Hause gehen,“ sagte Martha endlich, als der Kuckuck wieder rief.

„Ich muß Euch aber erst waschen, sonst bekommt die Mama einen Schrecken, erwiderte die alte Frau und nahm die beiden mit in ihr Schlafzimmer.“

Als sie fertig waren, zupfte Grete sie am Kleid.

„Nächst Du uns nicht, bitte, ein bißchen in Dein Bett legen?“

„Und das schöne Ding am Fenster herunterlassen, wie neulich?“

rief Martha ein.

Der Wunsch wurde gern erfüllt.

„Das schöne Ding am Fenster,“ war ein Moulcauz mit einer in den Augen der Kinder herrlichen Schweizerlandschaft von mehr als Bäcklischer Farbenpracht: Ein knallblauer Himmel und noch blauerer See, hellgrüne Matten mit wohlgenährten Kühen, von einem Schweizermädchen in brennendrothem Rock gehüet, das alles vereinigte sich zu einem wunderbaren Bilde, das sie stets mit erneutem Entzücken betrachteten.

Noch ehe sie sich ganz satt gesehen hatten, kam Trina, um sie zu holen. Sie trennten sich nur ungeru von dem schönen Anblick, und Martha sagte mit einem tiefgefühlten Seufzer:

„Weißt Du, Mütterken Bunge, alles hat Mama schöner als Du, aber etwas so Schönes hat sie nicht.“

Dann schied sie mit dem Berufssein, einen höchst genußreichen Nachmittag verlebte zu haben.

Grete hatte aber noch etwas aus dem Herzen und schien mit einem großen Entschlusse zu ringen. Schon war sie zur Thüre hinaus, da besann sie sich, kehrte schnell zurück, kletterte auf den Schoß der alten Frau und, indem sie beide die Nennchen um ihren Hals schlang, küßte sie ihr ins Ohr: „Wenn Ihr Sonntag das Pferd eßt, willst Du mir dann nicht, bitte, ein kleines Lädchen verwahren?“

Allerlei.

Das Tragen des kleinen Kindes geschieht bei den verschiedenen Völkern der Erde auf ganz verschiedene Art. Kultur und Lebensweise, mehr noch die Stellung der Frau sind maßgebend für sie. Die deutsche Hausfrau, die ihr Kind nur gelegentlich trägt, nimmt es einfach auf den Arm. Völker, bei denen die Frau noch mehr Magd als Herrin ist und den größten Theil der Feldarbeit besorgt, suchen Kinderwarten und Arbeit zu vereinen. Um im Gebrauch der Hände nicht behindert zu sein, trägt die Mutter das Kind auf dem Rücken, auch läßt sie es auf der Schulter oder der Hüfte reiten; einfache Tücher, Schlingen oder Korbgewebe dienen als Befestigungsmittel. Die Guajaraja-Indianer in Maranbas stecken die Säuglinge in ein breites Tuch, das schürzenartig übergehängt wird. Die Toba-Frauen in Paraguay schlagen eine aus Rinden geflochtene Matte um ihren Oberkörper, setzen das Kind hinten hinein und unterstützen es von unten mit der Hand. Bei den Ceith-Indianern steckt die Mutter ihr Kind in einen Beutel, den sie über die Schultern schlägt. Bei anderen Indianerstämmen wird er an einem Stirnbande befestigt. Die malayischen Weiber auf Madagaskar halten ihr Kind durch eine Leibbinde fest. Das Kleine selbst sitzt dabei „Gudepad“ auf dem Rücken der Mutter. Die Chinesen legen ihr Baby in ein viereckiges Tuch, von dem zwei Bänder über den Hüften, zwei über der Brust verknötet werden. Die Kastenfrau trägt das Kind quer über dem Rücken, aber in einer sehr praktischen Weise. Sie ist aus Antilopenhaut gefertigt und bildet eine Art Riepe, um den Hals des Kleinen wird sie zugeschnürt. Vier Riemen dienen zur Befestigung; die Vorderseite wird mit Glasperlen verziert. Das Tragen auf dem Rücken ist überhaupt in ganz Afrika verbreitet; nur einzelne Stämme, unter anderen die Sudanesen, die Niam-Niam und die Araber, lassen das Kind auf der linken Hüfte reiten. Die Nomadenvölker haben noch eigentümlichere Beförderungsarten. Die Lappländer hängen das Kind in der Wiege an die Seite des Rennthieres, das die Mutter am Zaume führt. Die Eskimofrau trägt das Kind gar im weichen

warmen Stiefel; es wird fetswärts des Beins hineingesteckt. Die Kantischadelen legen ihren Säugling in die Kullmfa, die am Nacken hängende Kapuze. Die Sioux-Indianerin legt ihr Kleines in eine Art Kaviel, die sie dann über den Rücken hängt. Auch in Europa hat man noch verschiedene Tragarten. Wenn die Schweizer Sennerin im Herbst wieder zu Thale zieht, trägt sie die Wiege mit dem Kinde balancirend auf dem Kopfe. In Rom halten die Mütter den fest gewickelten Säugling im Arm, aber mit dem Gesicht nach unten. Die Serbin hängt ihn in einer wollenen Tasche über den Rücken. Die Norwegerin macht es ebenso, benützt aber einen Lederbeutel. Bei Göttingen muß sich das Kind auf dem Rücken der Mütter der Mutter festhalten, ein Dreieckstück wird darüber gelegt, auf der Brust über Kreuz geschlagen und hinten verknotet. Der Thüringer Kindermantel ist bekannt. Die Bäuerinnen in der Umgebung Wiens rollen ihr Kind fest in ein Tuch, legen das eine Ende rechts über die Schulter, das andere links um die Hüfte und verinoten dann beide über der Brust. Die Harzerin setzt ihr Baby in einen Korb, den sie auf dem Rücken trägt.

Eine originelle Vorstellung von „Madame Sans-Gêne“ fand in Potenza statt. Die Kostüme waren der Gesellschaft nämlich gepfändet worden, und — keine Möglichkeit sie frei zu machen. Der Vorverkauf dagegen war ein glänzender, so glänzend, daß an ein Aufgeben der Vorstellung nicht gedacht werden konnte. Eine Reperoire-Veränderung war auch nicht thümlich, und so wurde denn die stotte Generalin in die „epoca moderna“ verlegt, und alle Personen traten — im Reife-Anzug auf. Ganz besonders schön machte sich Napoleone in einem schwebigen, braunen Sammetröckchen und großfarbten Beinkleidern, doch gaben ihm die anderen Darsteller in Bezug auf Kostüme nur wenig nach. Das Gelingenste aber ist, daß der Corriere di Potenza Stück und Spiel sehr lobte, dagegen meinte, „die Ausstattung“ sei doch etwas zu pauvre gewesen!!

Ein Ehebund zwischen zwei Staatsanwälten wird aus America gemeldet. In San Francisco heirathete jüngst Herr Hasell, Oberstaatsanwalt des Staates Montana, die „Staatsanwältin“ desselben Staates, Fräulein Knowles, einst seine größte politische Gegnerin. Diese Ehe ist der romantische Abschluß einer politischen Nebenbuhlerschaft, von welcher man im ganzen amerikanischen Westen viel gesprochen hat. Fräulein Knowles ist die einzige Juristin im Staate Montana, und 1891 wurde sie von der demokratischen Partei als Kandidatin für das Amt des Oberstaatsanwaltes aufgestellt, gegen Hasell, den Kandidaten der Republikaner. Sie erhielt damals eine hübsche Anzahl Stimmen, aber nicht genug, um gewählt zu werden; der siegreiche Kandidat war jedoch so galant, sie sofort zu seiner Stellvertreterin, d. h. zum zweiten Staatsanwalt, zu ernennen. Die so schön eingeleitete Sache endete mit einer Gefeßlichung zwischen den beiden höchsten Vertretern der Gerichtsbarkeit zu Montana.

Von einem empörenden Fall von Filzigkeit einer großen Englischen Handelsfirma berichtet die Londoner „Ball Mall Gazette“: „Der Drochschensfischer Nr. 33657 fand am Mittwoch in seiner Drochschle siebenzig Checks und Wechsel, welche ein Fahrgast in derselben aus Versehen gelassen hatte. Der ehrliche Hosselenter gab sie auf der Polizeistation in Hunter Street ab. Es stellte sich heraus, daß die Papiere einer Nottinghamer Firma gehörten, welcher sie auch von der Polizei zugestellt wurden. Ihr Werth betrug 4700 Pfst. Der ehrliche Kutscher erhielt von der Firma 2 Sh. 6 P. Belohnung, d. h. 0,0026 Proz. der geretteten Summe. Wenn die Firma und ihr Kommiss auf dem Bureau der „Ball Mall Gazette“, 18, Charing Cross Road, vorpreden wollen, werden sie etwas zu hören bekommen, was ihnen nicht angenehm in die Ohren klingen wird.“

Billige Meister? In Wien wurde, wie ein dortiges Blatt erzählt, die Gallerie eines bekannten Wiener Malers, der seine Bilder verpfändet hatte und nicht wieder einlösen konnte, durch zwei verdedete Sachverständige behufs öffentlicher Versteigerung abgeschätzt. Danach seien u. a. bewertet worden:

- Tizian: „Verkündigung Mariä“: 200 fl.
- Murillo: „Anbetung Jesu“: 20 fl.
- Lionardo da Vinci: „Die heilige Familie“: 100 fl.
- Paul Veronese: „Christus und die Samariterin“: 150 fl.

Wir geben diese Mittheilung nicht ohne Fragezeichen. Eines scheint uns, müsse daran nicht echt sein, entweder die Bilder oder die Sachverständigen oder — die ganze Nachricht.

Mascagni hat auf die Frage eines Neapeler Blattes, was er zum Durchfall seines „Silvano“ sage, mit folgendem geistreichen Briefe geantwortet: „Was ich darüber denke? Gar nichts. Ich bin immer mit dem Publikum, der Kritik, dem Impresario, dem Verleger einverstanden. Dabei thue ich mir durchaus nicht Gewalt an, denn es ergibt sich von selbst, daß ich stets mit Allen gut Freund sein muß. Nehmen wir z. B. an, ich führe morgen eine Oper auf; das Publikum zischt sie aus, die Kritik reißt sie herunter, der Impresario will sie nicht mehr geben. Was soll ich nun thun? was darüber denken? Nun, ich denke einfach genau so wie alle Anderen — par force! Schlägt die Oper jedoch ein, füllt sie die Kasse, wird sie vom Publikum und Kritik gelobt — dann, nun dann haben die Leute eben Recht, und ich bin zufrieden. Zuweilen theilt sich das Publikum auch in zwei verschiedene Lager: die einen pfeifen, die andern klatschen. Dann

liegen die Dinge freilich anders, und dann, verstehen Sie, dann halte ich es mehr als je mit Allen! Das ist mein Mittel, stets vergnügt und zufrieden zu sein! Kann ich vielleicht meine mehr oder minder künstlerischen Gedanken der Kritik aller Städte aufnöthigen, wo meine Opem gegeben werden? Kann ich vielleicht ein ganzes Publikum zwingen, zu denken wie ich? Unmöglich! Deshalb ziehe ich vor, zu denken wie alle Uebrigen.“ — Sehr geistreich!

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— „Tannhäuser“ in Paris. Die am 13. Mai d. J. unter so großem Beifall erfolgte Aufführung des „Tannhäuser“ in der Großen Oper zu Paris hat Gelegenheit gegeben, die Erinnerung an die erste Aufführung des „Tannhäuser“, die vor 34 Jahren, am 13. März 1861 in Paris stattfand und einen so wesentlichen anderen Ausgang hatte, aufzuzischen. Was in den verschiedenen Blättern über diese erste „Tannhäuser“-Vorstellung erzählt worden ist, zeigt, daß sich bereits eine Legende über dieselbe gebildet hat, die zu irrigen Auffassungen und Urtheilen führen muß. Dieser Legendendünbung tritt Paul Einbau im Juni-Hefte von „Nord und Süd“ entgegen, indem er, der als Augen- und Ohrenzeuge jener vielbesprochenen Vorstellung eine wahrheitsgetreue Schilderung derselben zu geben in der Lage ist, den Verlauf derselben in seltener Weise beleuchtet und die wirklichen Gründe, aus denen sie scheiterte und scheitern mußte, klarlegt. Das Juni-Hefte von „Nord und Süd“ bringt außerdem an der Spitze eine geistreiche Künstlernovelle „Die Befreierin“ von Bianca Bobertag, an die sich die von Freiherrn von Ostini verfaßte biographisch-kritische Studie über einen der hervorragendsten lebenden Künstler: Franz Stud reißt, dessen Portrait in ausgezeichnete Radirung von Wilhelm Rohr dem Hefte beigegeben ist. H. Haffencamp schildert uns auf Grund von noch ungedruckten brieflichen Dokumenten aus den Jahren 1760—1780 die Familie und den Freundeskreis der Jugendgeliebten und Freundin Wieland's: Sophie La Roche. Daß es schon lange vor den Zeiten der Buchdruckerpresse Zeitungen gegeben hat, lehrt uns ein interessanter Aufsatz von Karl Mayhoff, der uns „Das Zeitungswesen im alten Rom“ schildert. Der berühmte englische Naturforscher John Lubbock weiß auf die hohe Bedeutung der „nationalen Erziehung“ und auf den Zusammenhang zwischen Unwissenheit und Verbrechen, für den er statistische Beweise beibringt, hin. L. Fränkel fertigt in entscheidener Weise den „jüngsten und Hauptangriff auf Shakespeare's Dichtertätigkeit“ und den neuesten Verfechter der unglückseligen Bacon-Theorie ab. Eine ergreifende Novelle von Normann-Danfen: „Rieschen“ schließt die Reihe der umfangreichen Beiträge — denen noch eine reichhaltige illustrierte Bibliographie folgt — ab.

— „Somburg“, eine Perle unter den deutschen Bädern, liefert die erschiene Nr. 19 der „Modernen Kunst“ (Verlag von Richard Bong, Berlin, 2 Hefte 60 Pf.) ein überaus anmuthiges Illustrations-Thema, das Fritz Gehrte in vollem Farbenreiz variirt, während im Text die hygienischen Vorzüge des Kurortes neben den landschaftlichen Reizen gebührend gewürdigt werden. Besonders dankenswerth erscheint in dem reichhaltigen Hefte die Erläuterung und Beschreibung der von dem Münchener Bühnentechniker C. Lautenschläger erfundenen „elektrischen Drehbühne“, die eine Ummwälzung in der ganzen Theater-technik hervorzurufen geeignet scheint. Ist hier ein Thema von praktischer Bedeutung angeschlagen, so kommen Literatur und Kunst in deren idealeren Formen in gleicher Weise zur Geltung. Dem verstorbenen Dichter „Gustav Freytag“ ist ein schönes, schwungvolles Gedichtblatt von H. Schwarz gewidmet. In demselben Hefte beginnen die laufenden Berichte über die „Große Berliner Kunstausstellung von Georg Malfomsk. Neben der glänzenden Textillustration sind die schönen Kunstbeilagen, besonders F. Villega's „Palmsonntag in Venedig“ und Alb. Baur „1812“ als Proben musterhafter Holzschnittechnik rühmend zu erwähnen.

— An die See, ins Gebirge und überhaupt aufs Land, wohin jetzt so viele streben, verlegen uns die herrlichen Genrebilder, welche den ca. 500 Illustrationen und Schnitten der Juni-Ausgabe unseres tonangebenden Modenblattes „Große Modenwelt“ (mit bunter Fächer-Vignette) eingereiht sind und welche dieser Pracht-Nummer mit buntem vielfäuglichem Stahlstich-Moden-Colorit und großer Handarbeiten-Beilage zur höchsten Zierde gereichen. Keine Dame, gleichviel ob sie ins Bad reist oder daheim bleibt, kann eben jetzt dieses vielverehrten Rathgebers in Modesachen, sowohl bei Auswahl der Stoffe, wie bei Anfertigung ihrer Sommertoilette entbehren. Wohl aber ist diese Juni-Nummer der angenehmste, unterhaltendste Reisebegleiter, bietet doch die „Große Modenwelt“ (mit bunter Fächer-Vignette) in ihrer Belletristischen Beilage mit schönen Illustrationen auch die hervorragendsten, saisonmäßigen Gaben erster Schriftsteller und die vorzüglichsten Anregungsmittel für Herz und Gemüth. Alles, was Frauenaugen erfreuen kann, findet sich hier vereinigt. Die zu jedem Bilde passenden Schnitte des (jeder 14 tägigen Nummer beiliegenden) Schmittmusterbogens sind vorher auf vorzüglichen Sitz ausprobt. Trotzdem kostet „Große Modenwelt“ (mit bunter Fächer-Vignette, Verlag: John Henry Schwernin) nur 1 Mk. vierteljährlich — das Billigste und Beste auf diesem Gebiete! Gratis-Probenummern liefert jede Buchhandlung.

Verantw. Redakteur: F. B.: Adalbert Kurd Hertell. Notationsdruck u. Verlag von Otto Zehle in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.